

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 5

Artikel: Annas Irrwege [Fortsetzung]
Autor: Jacot Des Combes, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635251>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leute entfernen sich dann von uns in die ganz große und hohe Kunstgeschichte. Aber Spitzweg — der bleibt bei uns!“ Er hatte recht! Mögen einige Spitzweg für den humorigen Schilderer der guten alten Zeit halten — auch das ist er und man kann ihn um dessentwillen allein schon lieben, — und ihn für nicht mehr halten als eben das. Wer Spitzweg wirklich kennt, weiß, daß er viel, viel mehr ist. Daß in diesen Biedermeierstaffagen, hinter den Vatermördern und Bürgerwehruniformen, den Krinolinen und Brusttüchern nur ein Schalkswerk steckt, das er auch mit uns heutigen noch treibt. In Wirklichkeit sind diese komisch-pedantischen, aber wohllehrbaren und tüchtigen Bürger und Handwerker, die gravitätischen Amtspersonen, die armen Poeten und verstaubten Bibliothekare, die hübschen Mädchen und die stolzierenden Junggesellen, alle die Sonderlinge, Dachstubenbewohner, Rastusammler, Alchemisten, Sternguter und Schmetterlingsfänger noch heute unter uns in Gassen und Winkeln, die seither auch nur ein wenig das Kleid gewechselt haben, oder stolzieren in den Städten und Städten, die heute noch auf demselben Fleck stehen als dazumal, begrüßen sich, necken sich, lieben und hassen sich, genau wie damals in Spitzwegs „guter, alter Zeit“. Nur daß sie ein wenig „moderner“ sind im Äußeren und Unwichtigen und wir sie daher leicht übersehen. —

Spitzweg nur als launigen Schilderer biedermeierlichen Lebens zu lieben, heißt ihm also nicht voll gerecht werden. Er war ein guter Mensch, der die Menschen von Grund auf verstand, Menschen, die sich unter den wechselnden Moden und Zeiten ja im Grunde gleich bleiben. Und darum werden uns seine Bilder auch immer nah bleiben.

Annas Irrwege.

Roman von Sophie Jacot Des Combes.

5

Ich abonnierte von meinem Taschengeld auf einen Stellenanzeiger, in den ich mich vergrub, sobald ich ihn dem Postboten aus der Hand gerissen. Ich drängte den Vater und brachte ihn so weit, daß er einige Male nach Zürich fuhr, doch immer wieder kam er unverrichteter Dinge heim; er betonte in Antwort auf meine Enttäuschung, daß ich es nicht nötig habe, unter Fremden mein Brot zu essen, und daß er wenigstens in Ruhe ein passendes Haus für sein Kind suchen wolle.

Endlich schlug doch noch meine Stunde. Er kam zurück und hatte eine „sehr feine“ Stelle für mich gefunden als Stütze der Hausfrau in einer Fremdenpension. Die Dame sei sehr gebildet, sagte er, ich würde zur Familie gerechnet werden und bekäme für den Anfang ein Taschengeld von vierzig Franken im Monat. Diese Frau Marga Hüppi, ihr Mann war ein berühmter Bildhauer, hatte ihm ausnehmend gefallen. Eine feine, eine ganz feine Frau!

Ich weiß nicht warum, aber in der Art, in der mein Vater von ihr sprach, klang für mich etwas Unheimliches — ich hatte ihn noch nie lebhaft von einer Frau reden hören, ich mußte an den Wahn des Mortimer denken, wenn er von der Maria sprach — aber das fuhr mir nur so blühmäßig durch mein Hirn — sonst stand meine ganze Siebzehnjährigkeit vom Scheitel bis zur Sohle in Feuer und Flammen über die Aussicht: nach Zürich! Endlich, endlich in die Welt, ins Leben hinaus!

Die Frau Hüppi hatte zur Bedingung gemacht, daß ich ihr gefallen müsse und den Vater gebeten, mich in den nächsten Tagen zur Vorstellung nach Zürich zu schicken. Ich sehe mich, mein Andreas, erwartungsvoll im Salon meiner neuen Herrin stehen, groß, kräftig, im verlängerten

Konfirmationskleid, dessen Ärmel von allem Anfang an unabänderlich schlecht geessen hatten und die mir keine rechte freie Bewegung erlaubend, die Befangenheit meiner Seele noch erhöhten. — Ich schaute mich, wartend, in dem geräumigen Zimmer um. Niedere Divans mit weichen orientalischen Teppichen belegt, umreichten die Wände, eingelegte Cederholztaburets, hochfüßige elektrische Stehlampen mit bunten, perlenbefraachten Schirmen waren zwischen bequemen Sesseln verstreut. In der Mitte des Zimmers stand ein mächtig großer runder Tisch, auf dem durcheinander Bücher, Zeitschriften und Tageszeitungen lagen. Mitten in dem Wust von Papieren und roten und gelben Buchdeckeln blühten aus einer durchsichtigen flachen Glaschale tiefblaue Enziane. Ueber ihnen hing schwer und drückend ein reich verschnörkelter goldener Lüster. Ein Frösteln durchschüttelte mich. Wie unzählige traurige Augen sahen die Blumen zu mir herüber und fragten: wo ist die Sonne? Meine Knie zitterten, ich fühlte nur noch: könnte ich fort, schnell wieder fort von hier!

Da trat Frau Hüppi ein. Wie soll ich dir meine Ueberraschung beschreiben? In meinem Leben hatte ich etwas so Schönes, Heiteres, Anmutiges noch nicht gesehen. Eine Duftwolke berausenden Wohlgeruchs breitete sich um mich aus, ich starrte der zauberhaften Erscheinung ratlos ins Gesicht, während ich sie wie ein Unglaubliches auf mich zukommen sah, ihre Hand auf meiner Schulter fühlte und eine klingend weiche Stimme sagen hörte: „Sieh da, dies also ist Anna Keller, ein liebes Kind, wie mir scheint!arme Kleine, Sie sind ohne Mutter aufgewachsen, denken Sie, auch ich habe meine Mutter nie gekannt. Ich will Ihnen Mutter sein, Sie sollen es gut bei mir haben!“ — Dabei schob sie, als kennten wir uns schon lange, ihre Hand unter meinen Arm und führte mich in mein zukünftiges lauberes freundliches Zimmer, das im dritten Stock, zwischen dem Stübchen der Haushälterin, Fräulein Liever, und der Kammer lag, in der Lydia und Pauline, Stubenmädchen und Köchin, zusammen schliefen. Als ich Frau Hüppi verließ, war ich wie mit schwindelerregendem Getränk angefüllt, unfähig mich zu rühren. Bewegungslos stand ich vor dem Hause auf dem Bürgersteig, fühlte die elektrische Bahn, die Häuser, die Menschen im Kreise um mich herumtanzen, und erst der dreiste Anruf eines halb-wüchsigen Burschen, der mich im Vorbeigehn flehentlich anstreichte, weckte mich aus meiner weltenfernen unbegreiflichen Versunkenheit.

Acht Tage später, beim ersten Nachtessen im Hause Hüppi, erhielt ich den untersten Platz am Pensionstisch. Die sogenannte Familienpension beherbergte damals etwa vierzehn Gäste, zu meinem Staunen nur Herren. Ich könnte dir noch jedes Wort sagen, das an jenem Abend gesprochen wurde. Man unterhielt sich mit lauten Rufen des Bedauerns vom Tod einer berühmten Schauspielerin. Plötzlich warf Frau Hüppi über den Tisch: „Wer von Ihnen, meine Herren, kann es leugnen, daß er die arme Paulicci jetzt nur deshalb mit so viel Eifer betrauert, weil sie schön, göttlich schön war? Was für ein Rätsel ist doch die Schönheit!“

Nun hättest du hören sollen, Andreas! — Frau Anna konnte ein belustigtes Lächeln nicht unterdrücken — Andreas, hättest du das hören können wie die Herren in Hülse gerieten: Worte, Worte — Blechstaub, Freilicht, Geisteszuder wirbelten über die käsebestreuten Maffaroni hin, und ich sah mit offenem Munde, verwirrt von soviel klugem Gerede, von dem ich nichts zu fassen vermochte. Dem ehrlichen Hüppi aber wurde es zuviel, er stand auf und ging noch vor dem Dessert hinaus.

Als ich an jenem Abend heiß von allem Erlebten in mein Bett schlüpfte, erstand Frau Hüppis Anmut greifbar nah vor mir: das grauseidene Faltenkleid, das die volle Rundung ihrer Brust und ihre schlanken Hüften umschloß,

die feinen grauen Chevreau-Stiefel, die von hohen Absätzen getragen, ihrem Gang etwas wiegend-schlappendes gaben, die unerforschlichen blauen Augen unter schwarzen Brauen und Wimpern, die ein wenig verschwommen, unnahbar und undurchdringbar schienen wie ein Stück nie zu erreichenden Himmels, sehr dunkles Haar, das in mattglänzendem Scheitel das sanfte pfirsichweiche Gesicht umrahmte. — Ich faltete ergriffen die Hände vor solch naher lebendiger Erinnerung und dachte: wie lieb ist Frau Hüppi mit mir, wie gut und klug ist sie — und was sie wohl selber über die Schönheit denkt, die göttliche Schönheit? —

Nun vergingen mir die Tage in einem Wirbel der Freude. Ich liebte und wurde geliebt — was für ein Himmel tat sich auf! — Frau Hüppi redete mit mir, wie noch nie ein Mensch mit mir gesprochen, und ich lauschte ihren Worten wie einem Evangelium. Und wie sie meine Arbeit lobte! Ich fühlte, es wurde ein Wert in mir entdeckt und anerkannt. Auch fargte Frau Marga nicht mit Bärtlichkeiten; — sahen wir zusammen im kleinen Wohnzimmer, das des Ehepaars Schlafgemach vom Salon trennte, vor einem weißen Berg dünnsten französischen Battistes, vor wallenden Schaumwogen spinnwebfeiner Spitzen; ließen wir dann zur letzten Auswahl Frau Hüppis hellblauseidene Steppdecke durch die Muster schimmern, so konnte sie mir die Hand streicheln und rufen: „nun, liebe Kleine, werden Sie mir ein Gedicht von einem Hemd daraus machen!“ Und dann saß ich mit glühendem Kopf und mein Ehrgeiz war, daß meine Nähte sich wie Perlenreihen durch den Stoff ziehen sollten, ach, ich hätte ja die Sterne vom Himmel zu holen versucht für diesen Engel auf Erden! — Und war dann das Stück zu der Herrin Zufriedenheit vollendet, so konnte sie mich in die Arme schließen vor Freude, und ich dummes Kind fühlte mich im siebenten Himmel ob solcher körperlicher Fühlbarkeit meines Ideals.

Auch Herr Hüppi und alle Pensionsgäste waren sehr freundlich mit mir; — sie gewahrten wohl bald, daß da ein Menschenkind unter sie geraten war, welches für drei oder vier nette Worte sein Herz auf den Tisch legte und die Seele noch als Zugabe daneben, vor lauter Glück, daß es so über alle Maßen viel Freundschaft und Liebe auf der Welt gab. — Da war der alte Ehrenstein, der Frau Hüppi und mir Pralinés vom Sprüngli mitbrachte, und oft stand die Schachtel zwischen uns, während wir miteinander nähten. „Alles ist Geldfrage auf dieser Welt!“ pflegte dann wohl Frau Hüppi zu sagen, „was nützt uns der glühendste Verehrer, wenn er nicht daran denken darf, uns etwas Nettes mitzubringen?“ Und dann sang Frau Marga ein Loblied auf unsere Zeit: „Anna, möchten Sie in einer anderen Zeit geboren sein?“ — Ich sah sie liebevoll an, ach, wie heiß verehrte ich sie — und antwortete aus der Tiefe meiner Ueberzeugung: „nein, niemals!“ Und Frau Hüppi fuhr fort: „Denken Sie nur an die wunderbaren Erfindungen unseres Jahrhunderts, Kinematograph, Luftschiff — schon diese zwei Dinge allein — ich sage Ihnen, in solch einem Luftschiff, in Kairo —“

Frau Hüppi erzählte gern von Aegypten, von wo sie der Krieg vertrieben, und von Amerika, wo sie ihre Jugend verlebt hatte.

Ich lauschte und frug mich nur immer, ob ich wache oder träume, daß solch ein liches, kluges Wesen es nicht verschmähte, sich auf mein kleines bedeutungsloses Sein herabzulassen.

Erregend waren die Gänge in die Stadt. Was es dort nicht alles zu sehen gab! Die Schaufenster leuchteten in hellem Zauberstrahl an den kühlen trüben Herbstabenden wie im Schein von Madams Wunderlampe. Das flimmerte und flirrte hinter den hohen breiten Spiegelscheiben, der Atem versagte einem, bedachte man, daß es Menschen gab,

die da wählten, hineingingen und sich mir nichts dir nichts heimtrugen was ihnen gefiel. Mein Schönstes war, wenn ich Frau Hüppi zum Grieder begleiten durfte. Erst standen wir vor den Scheiben, und ich konnte mich kaum losreißen von der Fülle des Anblicks.

Weiße Alpenketten blendender Taschentücher türmten sich hinter steilen Graten von schwarzen Stümpfen, vor deren massigem Aufbau ein grüner Kaschmir mit darauf verstreuten roten, blauen, gelben Seidentüchlein wie eine Wiege in Blumenüppigkeit lag.

Oder eine Pyramide, bunt gestuft aus Seidenbändern, ragte aus einem dunkelblau wogendem Meer schweren Damastes hinauf zum leise schwingenden Wolkenhimmel, der in feinsten, durchscheinenden Boile hellgelb begann, sich über Rot und Grau in Violett verdunkelte und im Gewölke des Hintergrundes eine Spiegelsonne trug, die alle Farben des himmlischen und irdischen Raumes in sich einte.

Im dritten Fenster stand, den kostbar beschuhten Fuß auf eine goldene Treppentstufe gesetzt, eine in Pelz gehüllte Wachs-dame, und zeigte, den Mantel zum Aufstieg zierlich hebend, ihren seidenen Strumpf fast bis zum Knie, während ihr ein reichbetrehter wächsender Diener, in gehörigem Abstand folgend, ein Spitzenfichu und eine silbergraue Reisedecke nachtrug. Der Hintergrund aber war eine schneeflockende Winternacht; auf schwer hängendem schwarzen Sammethimmel wirbelten Hermelinpelzschwänzchen, deren schwarze Spitzen im Dunkel verschwanden, und Licht hing in der Luft der Winter-Flodentanz.

Da hatte ich nun handgreiflich die Bestätigung, daß Geld alles auf dieser Welt war, und ich dachte mich mit einem Gruseln des Entzückens in solch einen Pelzmantel hinein, wie ihn jene Dame trug, die mit ihrer zweiten Hand die goldene Klinker der Schaufenstertüre faßte, hinter der verschlossen unübersehbare Wonnen geheimnisvoll lockten.

Endlich ging's in die Feensäle, wo Frau Hüppi ohne Scheu das zu sehen verlangte, was ihr Herz begehrte. Da flossen Woll- und Seidenstoffe aller Farben, aller Muster über unsere Hände; wir hielten sie uns an, legten sie dem Ladenfräulein auf die Schulter, um ihren geschmeidigen Fall zu prüfen, wogen und wägen, und ich weiß, wie mir das erstemal mein Herz fast stockte vor Schrecken, als Frau Hüppi lächelnd sagte: sie wolle es sich erst noch einmal überlegen!

Sie war unglaublich schwer zu befriedigen, scheute sich nicht, fünf oder sechsmal in der halben Stadt herumzulaufen, wenn sie einen Stoff oder eine Farbe im Kopfe hatte, und gab nicht nach, bis das Gesuchte gefunden war. Ich sehe jetzt darin den Ausdruck einer ihr ganz eigenen Kraft. Sie verfolgte ihr Ziel mit einer Geduld, Zeitverschwendung und Sachlichkeit und zugleich mit Nichtachtung der ihr dabei dienenden Geschöpfe, daß ich später, nach meinen schlimmen Erfahrungen, mir manchmal diese Einkäufe ins Gedächtnis zurückerief und ihr in der Sicherheit, mit der sie den in ihr wohnenden Dämon befriedigte, nie meine Achtung versagen konnte. Ich habe sie gehaßt, ich habe ihr den in schlimmsten Tod gewünscht, aber ich mußte immer anerkennen, daß sie der ungeteilteste Mensch war, dem ich je begegnet bin. Und darum ist der größte Stolz meines Lebens geblieben, daß sie es nicht fertig gebracht hat, mich zugrunde zu richten, woran, wie du sehen wirst, mir mein gutes Glück nur so mit Müß und Not vorbeigeholfen hat.

„Mutter!“ rief Andreas, „du verstehst es, einen auf die Folter zu spannen — wer war dieses Weib?“

„Geduld, Geduld, mein Sohn. Weißt du nicht mehr, was auf Seite sechshundertfünfzig stand? lachte Frau Anna, denn nun war sie ihrer Sache fürs erste sicher, heute ging ihr der Sohn gewiß nicht mehr in den See. Und sie deklamierte behaglich:

Ueber stillen Waldeshügeln
 Seht die hellen Wölklein flügeln,
 Weiß wie Schnee und frische Molken.
 Such ein Wind! und schon sind's Wolken!
 Blitz und Donner birgt ihr Schok,
 Bau! nun geht das Wetter los.

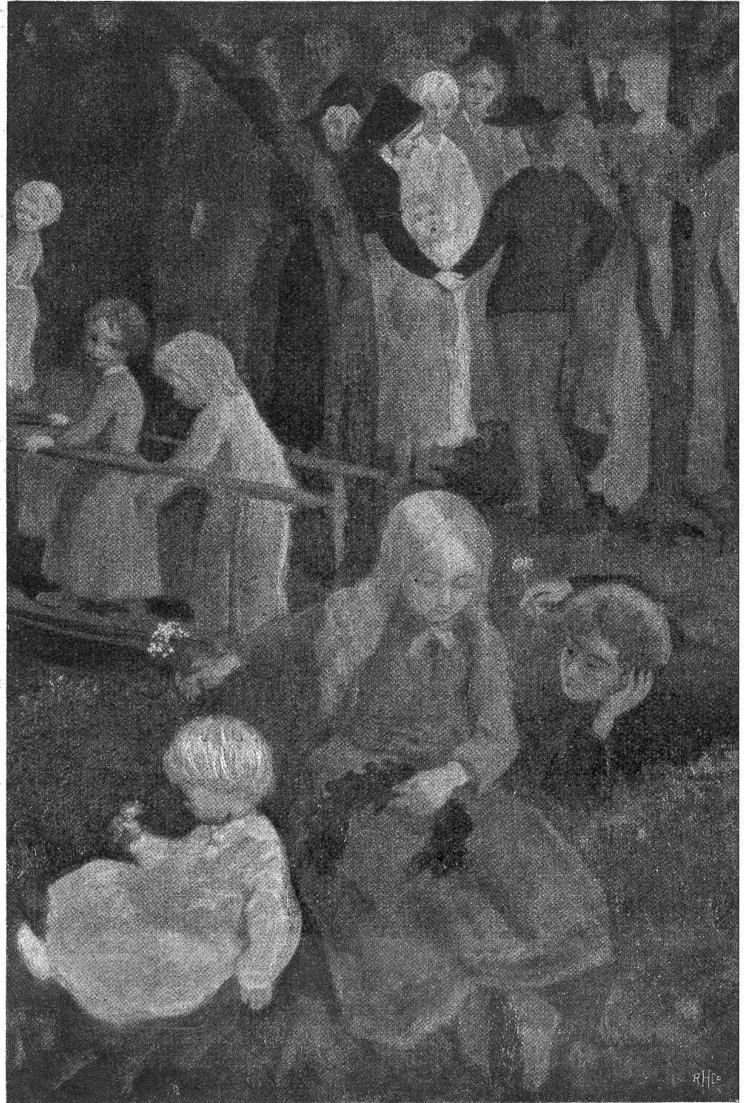
Wie dein Blitz im Bilderbuch zickzackte durch mein Leben voller Herrlichkeit und Freuden ein Brief vom Vater. Weiß der liebe Himmel von welcher Seite der Gewitterwind ihm zugeweht war, der gute Vater bekam es plötzlich mit der Angst um mich zu tun. Man — es wird der Usterer Pfarrer gewesen sein — habe ihm gesagt, eine Fremdenpension in Zürich in diesen Zeiten sei nichts für ein unerfahrenes Mädel, — meine Briefe seien voll von lauter Vergnügungssucht: Theater, Kino, Zirkus — und ich solle auf 1. Dezember künden und heimkommen. (Fortf. folgt.)

Ernst Kreidolf.

Ernst Kreidolf feiert am 9. Februar 1933 in voller geistiger Frische seinen 70. Geburtstag. Die Kunsthalle Bern ehrt den Jubilar, indem sie eine Gesamtschau seiner Werke in einem bis dahin noch nie gesehenen Ausmaße darbietet. Obwohl in Bern geboren, verlebte Kreidolf seine Knabenjahre in Tägerwilen, einem thurgauischen Dorf nahe der schwäbischen Grenze, auf dem Bauerngut seines Großvaters. Nach einer Lithographenlehrzeit in Konstanz, wo er schon die ersten Bilder (Kürbis- und Früchtestilleben) malte, begab er sich nach München zum Studium in die Fachschule und dann in die Akademie. Da er gleichzeitig seinen Lebensunterhalt — durch Altschneezeichnungen von Verbrechertöpfen für polizeiliche Steckbriefe! — verdienen mußte, schädigte er seine Gesundheit, so daß er zur Erholung nach Partenkirchen ziehen mußte. An den sechsjährigen arbeitsreichen Aufenthalt erinnern die zahlreichen Landschaften mit dem Dorf und den bayerischen Bergen. Dort entstanden auch die ersten Blätter zu den „Blumenmärchen“, die er auf eigenes Risiko veröffentlichen mußte, weil sich kein Verleger dafür finden ließ. Es war das erste der zahlreichen Bilderbücher, die in den folgenden Jahren entstanden und Kreidolfs Namen weit bekannt machten. Von München, wo er seit 1895 dauernd lebte, kehrte er 1916 nach seiner Geburtsstadt heim. Die Schweiz bot seinem Schaffen neue Anregung. Gleich der Aufenthalt in St. Moritz gab ihm die Motive zum schönen „Wintermärchen“. Wie die neuesten Bildnisse und der Ende letzten Jahres erschienene „Gartenraum“ zeigen, blieb der Künstler ununterbrochen tätig und man darf noch weitere Werke aus seiner Hand erwarten.

Ueber Kreidolfs Kunst wurde so viel geschrieben, daß seine wunderbare Märchenwelt und die ihm eigene Pflanzen- und Tierdarstellung einem jeden vertraut sind. Nicht sollte aber der tiefe Wesenszug übersehen werden, der den Gehalt einiger der wertvollsten Bilder ausmacht. Man versenke sich in den „Heimatträum“: Tief unten, im magischen Licht, liegen auf grüner Wiese Kirche und Bauernhaus. Um das Gotteshaus herum, neben dem sich ein Friedhof ausbreitet, reihen sich in eigentümlich eindringlicher Anordnung Kreuzwegkapellen. Der Halbkreis, den sie bilden, verbunden mit dem Weiß, das aus dem Grün hervorsticht, bringt einen unerklärlichen Eindruck hervor: ungestillte Sehnsucht fordert im Traum für einen Augenblick Erfüllung.

Im Gemälde „Schwermut“ schaut eine einsame Gestalt, auf einer Anhöhe an einen Hang angelehnt, still auf einen See hinab, der Schmerz und Traurigkeit, wovon ihre Seele



Ernst Kreidolf. Ausschnitt „Das Leben ein Traum“ (1893—1930).

erfüllt sein mag, widerspiegelt. Zwei Tannen, die das Bild seitlich begrenzen, und die Berge im Hintergrund, die den See abschließen, geben dem Weltsehmerzlichen im Bilde volles Gewicht.

Eine Reihe anderer Bilder enthalten die gleich düstere Stimmung, die auch im „Morgengang“ nicht durchbrochen wird. Langsam schreitet das Mädchen seinen Weg dahin durch die trübe Landschaft.

Freudenvoller ist die „Herbstfeier“, wo sich Frauen zusammenfinden, um dem farbigen Herbst in den Bergen für seine Gaben auf dem Altar opfernd zu danken.

Ganz ungetrübt erscheint der blumenreiche Frühling in der zarten Mädchengestalt, die auf einer Bergwiese dahinschreitend, mit Harfenspiel neues Leben erweckt.

Die religiösen Bilder Kreidolfs verraten den mystischen Seelenuntergrund der Kunst Kreidolfs. Der Künstler verlegt gerne à la Uhde neuteamentliche Erzählungen und Gleichnisse in bergige Gegenden der Heimat und gestaltet in ihnen Menschen unserer Zeit. In der „Bergpredigt“ schauen links die bauerlichen Zuhörer erstaunt und bedächtig oder mit fromm aufgeschlagenen Augen zu Jesus, während rechts verzerrte Gesichter von Unzufriedenen sichtbar sind.

Ein ausgezeichnete, reich illustrierter Katalog dient nicht nur für die Ausstellung, er beschreibt auch alle Bilder und Blätter, verzeichnet das Maße und Technik, sowie das